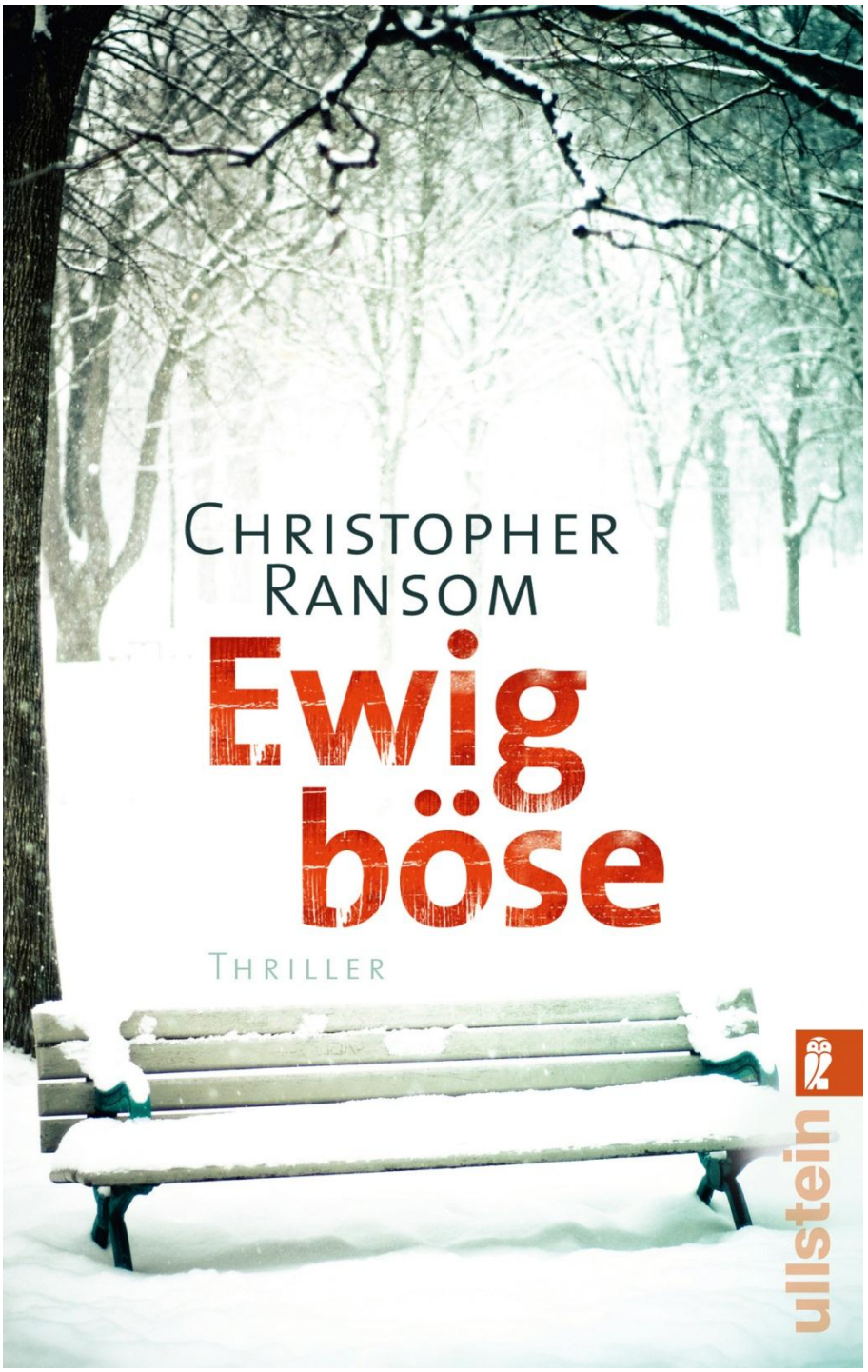
Leseprobe



Das Buch

Eine Frau wird überfahren, vom Fahrer fehlt jedoch jede Spur. James, der Ehemann der toten Stacey Hastings, ertränkt seine Trauer und Schuldgefühle in Alkohol. Bis eines Tages Annette in sein Leben tritt, eine schöne Fremde mit dunkler Vergangenheit.
Doch mit Annette kehrt auch Staceys Geist zurück: ihre Stimme am Telefon, ihre Schuhe im Haus, noch feucht von Erde und Regen. Und dann beginnt Annette Dinge zu sagen, die einst Stacey sagte, geheime Formeln, die sonst niemand kennt …
James findet sich bald in einem wahren Alptraum aus Gewalt und Psychoterror. Wird es ihm gelingen, sich daraus zu befreien, oder werden die Geister der Vergangenheit ihn mit sich in die Tiefe reißen?

Der Autor

Christopher Ransom hat Literaturwissenschaft an der Colorado State University studiert. In New York und Los Angeles arbeitete er als Drehbuchautor. 2004 ist er zusammen mit seiner Frau nach Wisconsin gezogen. Dies ist der zweite Thriller des Autors.

Von Christopher Ransom ist in unserem Hause bereits erschienen:
Das Haus der vergessenen Kinder

Christopher Ransom

Ewig böse

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Peter Friedrich

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de

Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage November 2011
© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2011
© 2010 by Christopher Ransom
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
The Haunting of James Hastings (Sphere)
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Titelabbildung: © gettyimages / Rémi Carreiro
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Garamond
Papier: Holmen Book Cream von Holmen Paper Central Europe,
Hamburg GmbH
Druck und Bindearbeiten: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-28254-1

Für dich, mein Vater mit dem großen Herzen,
für all die Zauberbohnen

leser-warnhinweis

Dies ist keine Geistergeschichte.

Aber auch eine solche hätte ich, wenn ich wollte, nach drei Jahren in seinen Diensten schreiben können, denn ich war der Schatten des Barden der Drogen, Serienkiller und Silikontitten, des Mannes, den *Rolling Stone* als Größten Rapper aller Zeiten titulierte, des lyrischen Genies, Geißel der Popkultur. Des Mannes, dem alle Kids nacheiferten oder mit dem sie schlicht und einfach eins sein wollten – Ghost. Der Geist.

Natürlich gab es Zeiten, da durfte ich nicht mit hinter die Bühne, nicht unter dem samtenen Absperrband durchschlüpfen oder in der Stretch-Limo mit den getönten Scheiben Platz nehmen. Aber eine ausgesprochen saftige Insiderreportage wäre durchaus drin gewesen. Klatschspalten-Material, das mir zugeflüstert und zugetragen wurde. Gästehaus-Tratsch, Lamentos von lahmgefickten Twitter-Zicken, die im Selbstmitleid ersoffen, eine Dope-Oper in kleinen Häppchen. Ich könnte euch Geschichten erzählen, denn alle, seine Leibwächter, sein Trainer, sein Manager und sogar seine durchgeknallte Exfrau Drea-Jenna, alle haben sie ihre schmutzige Wäsche an der langen Leine zwischen meinen Ohren aufgehängt. Und auf die ein oder andere Art haben seine drei Persönlichkeiten – der Künstler namens Ghost, sein *Alter Ego* Koksa Schnee, und auch Nathaniel Eric Riverton, jener verängstigte weiße Junge aus St. Louis – mir alle Einlass in ihre Schattenwelt gewährt.

Es war kein schöner Ort.

Aber wenn ihr Zeitungen oder Zeitschriften lest oder MTV guckt oder euch in den letzten sieben Jahren mal für Popkultur interessiert habt, kennt ihr diese Geschichte sowieso schon …

Fünf Multi-Platin-Alben, weltweit sechsundvierzig Millionen Mal verkauft, Tourneen durch zweiundzwanzig Länder, sieben Grammys, Sucht und Süchtelei, giftige Ehe, willige Groupies, Scheidung, Clubschlägereien und Schlägerclubs, Erste-Klasse-Absteigen, drei Mal Resozialisierung. Blutschwüre, Pulverdampf, Stürme im Blätterwald, Gerichtsverfahren, Mordversuche von und an Ghost, Prügeleien in Houston, Denver und Miami, die Opfer zugedröhnt und immer voll im Recht. Blondierungen, Tattoos, Poloshirts, dicke Uhren, Sneakers. Beats, Bass, Tempo. Reime, Spitt, Uppers, Downers, Roofies, Poppers und Schnee. Schüsse, Pillen, Magazine und Wurmlöcher. Hollywood-Filmsets und Scarlett-Starlets, Beinahe-Oscars, gebrochene Mütterherzen, Songtexte, Widmungen, Lobeshymnen, Kleingedrucktes, VIP-Räume, Koks-Träume, große Namen, Bullenwagen, Rennbahnen, Bandenkriege, Rekordeinnahmen und all die Exzesse, die Ghost zum Staatsfeind machten, und, für eine Weile, zur Nummer eins.

Ja, ja. Aber meine Geschichte kennt ihr nicht. Was in gewisser Weise komisch ist. Denn ohne Ghost, seine Exzesse und Progresse, gäbe es gar keine Geschichte. Er hätte nie ein Double gebraucht, und ich, James Hastings, der mit einem dem seinen unheimlich ähnlichen genetischen Code zur Welt gekommen war, hätte etwas ganz anderes gemacht. Ich hätte mir nie das Haar mit Peroxid gebleicht und mich zu Halloween als Ghost verkleidet. Niemand hätte in jener Bar in jener Nacht gesagt *O mein Gott, das ist er!* Stacey hätte mich nicht gedrängt, mich an dem

Songwettbewerb im Radio zu beteiligen. Ich wäre nie in der Lokalzeitung gelandet, später in den AP-Meldungen und schließlich in *USA Todays* jährlichem Feature über Prominenten-Doppelgänger, wo Ghosts Manager mich entdeckt hat. Ich hätte den eher traditionellen Weg eines angehenden Schauspielers einschlagen können, der Salatröllchen bei der chinesischen Kette *P.F. Chang's* servierte und Heroin gegen den Alltagsblues nahm. Wenn ich nicht so getan hätte, als wäre ich ein anderer, hätte mich meine Freundin vielleicht nie verlassen, und wir wären gemeinsam einer freundlicheren Zukunft, überhaupt einer Zukunft, entgegengegangen. Wenn, wenn, wenn … Ich würde mit Freuden eine Heroinsucht gegen … das hier eintauschen.

Aber Ghost brauchte ein Double, ich brauchte das Geld, und – es fällt mir schwer, das heute zuzugeben – es klang zu der Zeit nach einer Menge Spaß. Teil seiner Welt zu sein, mir einzubilden, dass seine Karriere meine Karriere war, sein Lebensstil mein Lebensstil. Ich fuhr voll darauf ab, und es fühlte sich gut an, mit diesem Blick angesehen zu werden, mit dem sie ihn ansahen, mit dieser Mischung aus Furcht, Lust, Begehren. Er brauchte mich nie dringender, als wenn er auf dem Gipfel war.

Um die Wahrheit zu sagen, irgendwann hatte Ghost meinen ständigen Anblick wohl satt. Das ist verständlich. Ich hatte es auch satt, ihn zu sehen. Niemand will von seinem Doppelgänger beschattet durchs Leben gehen. Und in gewisser Weise tat ich genau das. Ich sah einer größeren, draufgängerischeren, talentierteren Version meiner selbst zu, einem Selbst, das ich nie sein würde. Nicht, dass ich je die große Klappe dafür gehabt oder überhaupt ein Rapper hätte sein wollen. Aber ein Jemand, ein Superstar? Wer möchte das nicht mal einen Tag lang ausprobieren?

Möglicherweise eine Ironie: In dem Jahr, das seit

meiner Kündigung vergangen ist, hat Ghost mal wieder einen seiner In-Luft-auflösen-Tricks abgezogen. Rückzug, Entzug, in Bulgarien untergetaucht. Keiner weiß es. Oder vielleicht weiß jemand Bescheid, und ich hab mich nur nicht gekümmert. Was wäre dabei, wenn er das Trikot mit seiner Nummer drauf an den Nagel gehängt hätte? Es wird vielleicht nie wieder einen Rapper geben, egal welcher Hautfarbe, der ihm das Wasser reichen kann. Er hat neue Maßstäbe gesetzt. Sein Werk steht. Er wird unvergessen bleiben …

Und ich hoffe, das Arschloch mit seiner Drecksfresse ist tot. Ich bete, dass er nicht friedlich gestorben ist. Wenn der Sensenmann ihn in Form seiner unzähligen Pillen geholt hat, dann hoffe ich, sie haben ihm tagelang die Innereien zerfressen, so dass er eine Schleimspur aus Blut auf dem Boden gezogen hat, als er seinen letzten Schrei tat. Sollte der schwarze Vorhang in Form eines eifersüchtigen Konkurrenten oder eines wütenden Schallplattenproduzenten gefallen sein, dann hoffe ich, sein Mörder hat ihm die Augen mit einem Kugelausstecher aus dem Kopf geschält, ihm die Glieder mit einer stumpfen Machete abgehackt, aus seinen Überresten und einem Spritzer Benzin einen Scheiterhaufen gebastelt und die Erde gesalzen, in der seine Asche begraben ist.

Falls er nicht tot ist und zurückkommt, soll er von mir aus seine eigene Scheiß-Geschichte erzählen.

Wir sind in der Nachspielzeit. Jetzt bin ich an der Reihe. Aber ich schreibe das nicht, um euer Mitleid zu gewinnen. Ich schreibe das nicht mal für euch, wer immer ihr sein mögt. Fakt ist: Wenn mir nicht irgendetwas Schreckliches und nicht Wiedergutzumachendes zustößt, wenn mich nicht etwas Schlimmeres als der Tod holt, wird dieses langsam wachsende Dokument nie das Licht der Welt erblicken.

Ich zeichne es aus demselben Grund auf, aus dem er all diese wild wummernden und süchtig machenden düsteren Songs geschrieben hat. Ich weiß nicht, ob es möglich ist, aber ich muss es versuchen. Ich kann so nicht weiterleben. Ich kann nicht leben mit den schwarzen Löchern in meiner Erinnerung, diesem Gegenteil von Raum, wo Dämonen lauern und mich in wache Alpträume hineinstoßen.

Ich schreibe dies, weil ich mich erinnern muss. Ich muss mich an Stacey erinnern.

Und jetzt werde ich euch die Geschichte von einem Geist erzählen.

disc 1

DER EHEMANN

1

Zunächst einmal: Meine Frau hat mich nicht wirklich verlassen.

Stacey arbeitete damals im Gartenzentrum in Marina, in der Morgenschicht. Sie jobbte nur etwa fünfzehn Stunden die Woche, gerade genug, um mich nicht um Geld für die Blumen, die kleinen Vogelbäder und Kristallkugeln bitten zu müssen, die sie für unseren Garten hinter dem Haus sammelte. Ihre Interessen waren obsessiv und unterlagen abrupten Schwankungen, entsprechend wechselte sie den Arbeitsplatz. Während der letzten neun Monate hatte sie sich in die Gartenarbeit gestürzt wie ein Frontsoldat. Ganz Bizeps, mit schweißnasser Oberlippe, in Armeeshorts, mit Kevlar-Knieschützern und einem Paisley-Kopftuch warf sie sich in die Schlacht, ein gezahntes japanisches Hori-Hori-Pflanzmesser an den Oberschenkel geschnallt. Anstelle eines Lohnschecks brachte sie Flora im Wert von Hunderten von Dollar nach Hause. Sie verlor sich in ihrer Arbeit und kam manchmal mit angetrockneter Erde an den Beinen zurück, tagealtem Schmutz unter den Fingernägeln, was ich irgendwie sexy fand, wie ich zugeben muss. Heißes Weib macht sich dreckig und so. Ich dachte, sie hätte den Job angenommen, um sich ein bisschen Unabhängigkeit zu bewahren, aber heute ist mir klar, dass sie rauskommen wollte, weg von mir.

Von unserem Haus in West Adams nach Marina del Rey musste sie durch die Gasse hinter der 21st Street zur

Arlington Avenue fahren, dann etwa zehn Kilometer nach Westen auf dem Washington Boulevard, anschließend runter auf die Lincoln, was um acht Uhr morgens eine gute Stunde dauern kann. Natürlich ginge es auch über die 10th, aber obwohl das in beide Richtungen eine fünfspurige Interstate ist, herrscht um die Zeit derart dichter Verkehr, dass man sich schon den Weg freischießen müsste.

Stacey mochte die Gasse nicht. Aber ich sagte ihr, sie sollte den Wagen aus Sicherheitsgründen in der Garage abstellen, und das ging nun mal nur dort.

In der Nacht zuvor hatten wir uns gestritten. Kein richtiger Streit. Eher so etwas wie ausgedehnte Schweigephasen. Zwischen uns hatte sich über Monate hinweg eine kalte, tiefe Kluft aufgetan. Los Angeles war Stacey zu viel geworden. Der Lärm, die Luftverschmutzung, die üblichen Probleme. Für Kinder, die in der »Stadt der Engel« aufwachsen, sind sie wie eine zweite Haut, ein natürlicher Lebensraum. Sie lernen, durch die Stadt zu surfen wie diese bekifften Schildkröten aus *Nemo*. Aber Stacey und ich kamen vom Land. Bäume, Hügel, der Arkansas-River. Tulsa war *die* Großstadt gewesen. Stacey wirkte deprimiert, aber ich dachte, sie hätte einfach Launen, Langeweile.

Die Phase der Abkühlung zwischen uns war eine Nachwirkung von Ghosts letztem Studioalbum, *Snuffed*, und der Tour, die ich nicht mitmachen durfte, und die er auf halber Strecke abbrach, um sich wegen »Erschöpfung« behandeln zu lassen. Ich musste in Los Angeles bleiben, um die Medien auf falsche Fährten zu locken. Mein Job war, sie glauben zu lassen, er machte hier die Stadt unsicher, statt in Brighton zu sein, oder wo immer er in diesem Jahr kurte und sich therapieren ließ.

Wenn ich nicht gerade unterwegs war, um in den Clubs meine Auftritte hinzulegen oder mich von den Kiddies

mit ihren iPhones in den Einkaufszentren von Topanga oder Long Beach fotografieren zu lassen, schrieb ich an einem Theaterstück, das ich inszenieren wollte (ein Haufen Scheiße). Ich wusste, dass meine Zeit mit Ghost sich dem Ende zuneigte, und Trigger, mein Manager, hatte die Fühler ausgestreckt und versuchte, alle möglichen Besetzungsbüros davon zu überzeugen, dass ich mehr konnte als einen fiesen Gesichtsausdruck aufzusetzen und mich mit Fans herumzuärgern, die Ghost und mich nicht auseinanderhalten konnten. Ich sehnte mich nach einer Rolle als Bösewicht in der Kultserie *Law & Order* und hätte sogar in diesem Werbespot die blaue Pisse in die Windeln gegossen.

Normalerweise konnte ich erst gegen vier oder fünf Uhr morgens einschlafen und nahm dann die Couch, um Stacey nicht zu wecken. Ich bekam nur selten mit, wenn sie aus dem Haus ging. Um elf stand ich auf, trank Kaffee, sah meine E-Mails durch und checkte die Besetzungsboards und -newsletter. Nachmittags arbeitete ich an meinem Stück, bis Stacey von der Arbeit oder ihren Freundinnen drüben in Los Feliz zurückkam.

Wahrscheinlich war es meine Schuld, dass sie bei solchen Freundinnen gelandet war. Ich hatte sie schließlich dazu ermutigt. In Tulsa war es ein bunter Haufen gewesen, Kellnerinnen, Barmädchen, Musiker, Möchtegern-Künstler und Schulfreundinnen, die erste Raubzüge in die große Welt der Firmen unternahmen, bevor sie sich ohne dicke Beute in eine frühe Mutterschaft flüchteten. Die Freundinnen, die sie in L. A. über die Kunstgalerie und meinen Beruf kennenlernte, waren Zugezogene, genau wie wir, die mit einem Ehrgeiz nach oben strebten, der Stacey abstieß. Sie waren aufdringlich, laut und überschäumend und begierig darauf, *Es* zu schaffen – und wenn *Es* erforderte, zu der Art von Clublebewesen zu werden, das sich auf

dem Klo von fremden Männer illegale Pülverchen von den Brustwarzen schniefen ließ, nun, dann gehörte das eben dazu.

Während Stacey zurückhaltend war und sich nie in dem turbulenten Cocktail der Szene zu verlieren schien, in der sie sich tummelte, taten ihre neuen Freundinnen aus L. A. so, als läge das Geheimnis, vom Alpha-Set wahrgenommen zu werden, darin, serienweise Martinis zu kippen und Kellnerinnen anzugiften. Sie warfen Pillen ein, machten verheiratete Männer an, klauten aus reiner Langeweile wie die Raben und rammten sich sozusagen wöchentlich gegenseitig das Messer in den Rücken. Ich denke, sie adoptierten Stacey, weil sie sie für ein korrumpierbares Mädel vom Land hielten, vielleicht auch, weil sie sie daran erinnerte, wie sie selbst früher einmal gewesen waren, bevor sie aus dem Bus aus Tacoma, Denver oder Boise gestiegen sind. Und nach und nach kriegten sie sie klein. Rowina Daniels, eine Kleptomanin aus North Carolina, verführte Stacey zum Ladendiebstahl. Die Polizei hatte mich in diesem Jahr schon zwei Mal ins Riverside-Outlet-Einkaufszentrum zitiert. Zuletzt hatten sie einen kleinen Kabelschneider in Staceys Tasche entdeckt. Das war nicht in Ordnung. Vielleicht für ein vierzehnjähriges Mädchen. Aber nicht mit einunddreißig, als erwachsene Frau.

An jenem Morgen, *dem Morgen des Geschehens*, wie die Polizei später sagte, sah ich sie nicht aus dem Haus gehen. Sie meldete sich nicht. Am Abend fing ich an, mir Sorgen zu machen. Ich rief ihre Freundinnen an, aber keine hatte sie gesehen. Ich telefonierte mit dem Gartencenter und der Kunstgalerie, aber sie war weder bei dem einen noch bei dem anderen eingeteilt gewesen.

Am Ende stand ich vor der Spüle und sah zu, wie der Tag der Dämmerung wich. Ich blickte zum Fenster hinaus, ohne so recht etwas wahrzunehmen, und dachte, vielleicht wäre es langsam Zeit, die Polizei anzurufen. Und da bemerkte ich, dass das Garagentor offen stand. Es war eine frei stehende Durchfahrtsgarage, sie hatte also zwei Tore, von denen eines in die Gasse mündete. Als ich dieses offene Tor sah, beschlich mich ein ganz übles Gefühl. Dieses schattenhafte Loch raunte mir von jenseits des Gartens aus etwas zu. Ich redete mir ein, dass sie einfach vergessen hatte, es zuzumachen, oder vielleicht waren die Batterien der Fernbedienung leer, doch im Innersten wusste ich, dass mich dort etwas Schlimmes erwartete.

Ich trank ein Glas Wasser und ging hinaus. Ich rannte nicht. Ich schlenderte sozusagen durch den Garten. Und ungefähr auf halbem Weg sah ich den weißen Audi ganz hinten in der Garage stehen.

Die Zeit sprang ein Stück weiter.

In einer Sekunde war ich noch im Garten. In der nächsten stand ich neben dem Audi S5, die Fahrertür war offen, die Schlüssel steckten im Zündschloss. Der Motor war aus. Im Tassenhalter in der Konsole stand ein großer Plastikbecher voll Eiskaffee. Der Wagen ragte mit dem Heck ein Stück in die Gasse hinaus.

Mein erster Gedanke war: *O Gott, irgendein Psychopath mit einem Van hat sie sich geschnappt und ist inzwischen schon auf halbem Weg nach Utah. Genau wie in dem Ghost-Song »Take My Wife«*. Unter der Last dieses Gedankens und der furchtbaren Bilder, die er heraufbeschwor, stöhnte ich auf. Dann stellte ich mir vor, sie hätte mich verlassen. Ich wünschte mir beinahe, es gäbe da einen anderen Mann, denn alles andere würde schlimmer sein.

»Nein«, sagte ich zu der Garage. *Dies ist kein Tatort.* »Irgendetwas hat sie abgelenkt.«

Wieder schien die Zeit einen Sprung zu machen.

Ich stand in der Einfahrt. Blickte mich um. Ein Sofa

stach mir ins Auge, an das ich mich nicht erinnerte, so ein Ding in schreiendem Samtorange, aus dessen Polstern schmutzige Schaumstofffetzen quollen. Die Farbe des Wahnsinns. Das hatte jedenfalls mal jemand zu mir gesagt – Orange ist die Farbe des Wahnsinns. Doch ich hatte nie darüber nachgedacht, bis ich diese Couch ansah. Es war nicht so, dass sie einen kleinen Riss irgendwo gehabt hätte. Der Stoff hing in Fetzen, das Holzgestell war zersplittert. Die Sprungfedern drückten sich stramm wie Stricknadeln durch. Ich habe in dieser Straße schon einiges verwanzte Zeug herumstehen sehen, aber diese Couch sah aus, als hätte sich ein einäugiger Zweihundert-Kilo-Mongole unter Drogen mit einem Samuraischwert darüber hergemacht und einfach nicht aufhören wollen, bis ihm die Arme abfielen.

Daneben türmten sich Einwickelpapiere und anderer Müll. Und dahinter lag eine dunkelbraune Teppichrolle, an der frisches Unkraut klebte, zusammengeklappt wie eine Tortilla. Ich folgte der langen Schleifspur mit den Augen und bemerkte Reifenabdrücke, fette breite Streifen frisch aufgewühlten Drecks, wo jemand ins Schleudern gekommen war. Sechs Meter weiter auf der anderen Seite der Garage war das Unkraut an einer Stelle, wo monatelang etwas gelegen hatte, plattgedrückt und weiß wie die Bäuche toter Fische.

Meine Hand griff wie von selbst nach dem Teppich und klappte ihn zurück, so, wie man ein sauber ausgebreitetes Laken aufschlägt. Ich starrte hinab auf den zerschmetterten Körper und das Gesicht mit dem einen Auge, das mich anglotzte, auf das Unkraut und die schlammigen Schichten aus geronnenem, dunkelrotem Blut in ihrem weißblonden Haar. Und da senkten sie sich über mich, ein paar stinkende Lederflügel, die mit der Haut verschmolzen und ein Teil von mir wurden.

»O meine Süße.« Ich sank neben ihr auf die Knie. Ich versuchte, den Dreck der Straße aus ihrem Haar zu wischen. »Mein süßes Mädchen …«

Ich hatte Angst, sie zu berühren und ihr weh zu tun. Es noch schlimmer zu machen. Aber ich konnte sie nicht da liegen lassen. Ich schob ihr die Hände unter den Rücken und die Beine und hob sie in meine Arme. Ich trug die Frau, die ich seit der vierten Klasse gekannt hatte, durch die Garage und den Garten. Ich drückte sie an mich, bis wir im Haus waren und ich es ihr auf der Couch bequem machen konnte. Das Haus war leer, zehntausend Meilen von der Zivilisation entfernt. Ich schob ihr ein Kissen stützend unter den Kopf, zog die Decke hoch bis zum Kinn und küsste sie. Wir waren sechzehn gewesen, als wir uns zum ersten Mal küssten und die Entscheidungen noch nicht getroffen waren, die uns hierher geführt hatten. Ich legte mein Gesicht auf ihren Bauch, und es durchfuhr mich wie eiskalte Klingen.

Es lag ein Geräusch in der Luft wie von einem Teekessel, der gleich kochen wird. Eine Weile dachte ich, es wären Sirenen, doch das war es nicht. Nur dieser schreckliche, pfeifende Laut, ein Kreischen, das durch die Wände drang, näher und näher, und sich in meine Ohren bohrte. Mir wurde schlecht davon, und ich rannte weg, weg von ihr in die Küche, beugte mich über die Spüle und kotzte mir die Seele aus dem Leib.

Die Zeit machte keine Sprünge mehr. Sie fetzte dahin wie die schmutzigen Seiten einer Zeitung durch einen Hochgeschwindigkeits-Windkanal.

Ich verlor vollkommen die Orientierung. Meine Wahrnehmung war komplett ausgeschaltet.

Als Nächstes erinnere ich mich daran, wie ich oben im Badezimmer stand. Ich starrte die Hasenbilder an den Wänden an, Staceys Hasen, diese melancholischen Bilder,

die sie so liebte, Gott weiß, warum, und dann schreckte ich zurück und rannte in die Diele, wieder die Treppe hinunter. Vielleicht schrie ich um Hilfe. Ich musste jemanden anrufen. Das kleine rote Motorola, das sie mir zum Geburtstag geschenkt hatte, lag auf dem Esszimmertisch, keine fünf Meter vom Sonnenzimmer entfernt, wo ich den ganzen Nachmittag gearbeitet hatte. Ich benutzte das Telefon nur selten. Ich hing immer an der »Leine«, wie sie das Blackberry-Telefon nannte, über das Ghost GmbH mit mir zu kommunizieren pflegte. Ich klappte mein rotes Handy auf, fing an, die 9-1-1 zu wählen, und dann sah ich den kleinen Mailbox-Umschlag auf dem Bildschirm auftauchen.

Sie haben eine neue Nachricht.

Ich stand da und wünschte mir, die Zeit zurückzudrehen. Ich hatte Angst, mich umzudrehen und sie auf der Couch liegen zu sehen. Ich hielt die Luft an, während ich die Nachricht abhörte, die sie mir um 9 Uhr 12 geschickt hatte, vor beinahe zehn Stunden.

Ich weiß nicht, warum sie nicht auf dem Festnetz angerufen hatte. Vielleicht war sie in Panik. Vielleicht hatte eine düstere Seite in ihr nicht wirklich gewollt, dass ich abhob. Doch sie hinterließ mir die Nachricht, vermutlich während sie im Wagen saß. So muss es gewesen sein, denn sie kam nie aus dieser Gasse hinaus, und wenn sie noch im Haus gewesen wäre, hätte sie persönlich mit mir gesprochen. Ich hätte sie weinen gehört. Sie weinte so sehr, und ich lag schlafend auf der Couch, weniger als dreißig Meter von ihr entfernt. Hab ich das Klingeln gehört? Vielleicht. Möglicherweise hatte ich es gehört und mich umgedreht, mir ein Kissen über den Kopf gezogen und weitergeschlafen, während sie mich anflehte.

»Wo bist du? James, wo bist du? Du bist nie zu Hause, und ich habe solche Angst. Ich kann nicht, ich kann nicht,

ich verstehe nicht mehr, was passiert. Ich …« Ihr Schluchzen wurde ein paar Sekunden lang leiser, dann brach die Nachricht ab.

Anschließend musste sie den Wagen zurückgesetzt haben. Ich weiß nicht, warum sie noch einmal anhielt. Ich weiß nur, wer an diesem Morgen nicht für sie da war, und auch nicht in der Nacht zuvor und in all den anderen Nächten, während sie auf die Vergessenheit zutrieb – der Mann, der gelobt hatte, sie für den Rest ihres Lebens zu beschützen.

Das Entscheidende ist, dass nicht meine Frau mich verlassen hat. Ich habe sie verlassen, nicht umgekehrt.

Ich habe mein kleines Häschen ganz alleine gelassen.

Der Detective, der Staceys Fall bearbeitete, Todd Bergen, lud mich ein paar Wochen später auf ein Glas ein. Er war ein stämmiger Bursche mit dichtem Haar und rosigem Gesicht hinter einer rahmenlosen Brille, ein halber Albino, wie man ihn sich als Manager eines schwedischen Möbelhauses vorstellen könnte. Soweit ich das zu beurteilen vermochte, war er ein guter Polizist, und ein kluger dazu. Er war seit sechzehn Jahren dabei und meinte, dass so etwas in Los Angeles viel öfter passierte, als zugegeben wurde. Zehn Millionen Menschen. Zu viele Autos. Dazu genügend Fußgänger und Radfahrer. Man sollte meinen, wenn so viele Menschen auf so wenigen Quadratkilometern zusammengedrängt leben, müsste es immer Zeugen geben.

Aber dem war nicht so, wie Bergen erklärte, während ich neben ihm an der Bar saß, stumm und betäubt von Verachtung für alles, was lebte und atmete. »Letztes Jahr hatten wir einen Fall droben in Bel Air. Ein Jogger, männlich, achtundfünfzig, nicht ganz oben auf der Studioleiter, aber einer der großen Jungs in Wartestellung. Er wurde von einem Corolla überfahren. Der Täter ließ Auto und

Jogger zurück. Unser zukünftiger Filmmogul lag zwei Tage unter dem Toyota, bis jemand anrief, um den Wagen abschleppen zu lassen. Corollas sehen sie nicht so gern in Bel Air. Der Abschleppdienst hatte den Wagen schon am Haken, als ihm auffiel, dass ein Laufschuh drunter vorragte …«

»Sie war so offen«, sagte ich. In meinem Kopf fühlte es sich so an wie in der Maschine, die Kohl zu Krautsalat häckselt. »Ich versuche ständig, das richtige Wort zu finden, um sie zu beschreiben. Inzwischen sollte es mir eingefallen sein. Aber am ehesten charakterisiert sie ihre Offenheit, ihre Fähigkeit, das Leben anzunehmen.«

»Nun, so etwas passiert«, seufzte Bergen. »Das ist alles, was ich sagen will. Man darf nicht nach einem Grund suchen oder sich selbst die Schuld geben. Fangen Sie gar nicht erst an damit, mein Sohn.«

»Sie hat mich akzeptiert. Sie hat dieses Leben akzeptiert. Diese Welt.«

»Das ist eine seltene Eigenschaft«, sagte Bergen.

Das Fazit – sie war zum falschen Zeitpunkt am falschen Ort. Vielleicht wollte sie eine Katze retten oder den Müll auflesen. Vielleicht hatte sie ein Betrunkener überfahren, oder eine überarbeitete Halbleiche nach der dritten Schicht in Folge. Die schweren Verletzungen an ihrem Brustkorb deuteten auf einen großen Wagen hin, aber niemand hatte etwas bemerkt. Niemand hörte die Bremsen. Niemand sah einen Scheißdreck.

Wenn wir meine Verbindung zu Ghost an die Presse hätten durchsickern lassen, hätten wir vielleicht etwas herausbekommen. Aber seine Leute und die Polizei rieten davon ab und meinten, dann würden bloß die Telefondrähte mit den Anrufen von einer Horde wichtigtuerischer Spinner heißlaufen, die sich an der Sache aufgeilten. Staceys Eltern gaben mir die Schuld und schlossen mich

aus ihren Ermittlungen aus, falls sie welche anstellten. Ihr Vater Roy war ein gebrochener Mann, trocken und spröde wie ein Stück Kreide. Linda, ihre Mutter, sagte mir, dass ich es verdient hätte, in der Hölle zu schmoren, was ich in gewissem Sinn ja auch tat. Meine eigenen Eltern, beide im Ruhestand und bibelfeste Kirchgänger, hatten mich seit Jahren abgeschrieben. Meine Mutter sagte, ich hätte dem Satan meine Seele verkauft. Und ich wollte nicht, dass die Sache zu einem Nebensatz in der Klatschpresse verkam, einem dieser Vierzig-Worte-Schnipsel in der *US Weekly*: Prominenten-Doppelgänger verliert Ehefrau. Ich stemmte mich nicht gegen den Rat, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Heute frage ich mich, ob das nicht ein Fehler war.

Ob es auch an meiner Feigheit lag, ist allerdings eine Frage, die ich mir nicht stellen muss – dessen bin ich mir sicher.

Stacey wurde eingeäschert und ihre Asche im Garten hinter unserem Haus verstreut. Ich schickte eine Kündigungs-E-Mail an Trigger, der sie an Ghosts Geschäftsführer weiterleitete. Es gab keinen Widerspruch. Ich hörte auf, mir die Haare platinblond zu färben, und ließ sie wachsen. Dreimal die Woche besuchte ich für zwei Stunden einen Dermatologen in Hollywood, um mir die Tätowierungen weglasern zu lassen, bis die auffälligsten (an Armen, Hals und Bauch) nur noch wunde rosa Babyhaut waren (ja, es fühlt sich so an, als ob man brennend zu Bett geht). Ich ließ mir einen kurzen Bart stehen, kaufte beim Optiker eine neue Brille mit Schildpattgestell, um mich möglichst vollständig als mein gutes altes Selbst zu verkleiden, und erfuhr bei der Gelegenheit, dass ich zum Augenarzt musste.

»Sie haben Astigmatismus im linken Auge«, verkündete der rundliche Mann im weißen Kittel, während er mir mit einer kleinen Plastikkelle auf den Schenkel klopfte. Ich

glaube, er hieß Robert Bryans oder Brian Roberts. Einer dieser aus zwei Vornamen zusammengesetzten Namen. »Es ist nichts Ernsthaftes, aber Sie sollten nachts eine Brille tragen, vor allem beim Autofahren. Dann sehen Sie die entgegenkommenden Scheinwerfer nicht mehr so verschwommen.«

Ich gab keine Antwort. Es war das linke Auge, jenes, das Stacey aus dem Schädel geplatzt war. Schon gut, Liebling. *Ich bin im Geiste bei dir, oder vielleicht bist du bei mir. Mit ein bisschen Glück werde ich aus Mitleid noch blind.*

Ich packte meine Bühnenklamotten weg und die Converse-Turnschuhe, Ghosts Markenzeichen, die er mir alle Jahre wieder zu Weihnachten geschenkt hatte. Ich legte mir ein paar normale Kleidungsstücke zu und sah bald wie jeder x-beliebige Nobody aus. Ich ging zu einer Weinhandlung und investierte achthundert Dollar in Rebensaft. Ich legte Ghosts Gesten ab, seinen Gang, die Posen, die Tics. Ich gewöhnte mir seine Manierismen ab und reduzierte den Gangsta-Slang. Ich brannte Ghost ein für alle Mal aus mir heraus, steckte ihn in eine Kiste zwei Meter tief unter der Erde und pisste auf sein sprichwörtliches Grab. Ich verabschiedete mich aus seiner Welt und auch aus meiner.

Es vergingen elfeinhalb Monate, bis ich sie wiedersah.

2

In der Nacht, als der Tod nach West Adams zurückkehrte, spionierte ich nicht, obwohl es stimmt, dass ich mir angewöhnt hatte, meine Nachbarn zu beobachten. Manchmal mit bloßem Auge, aber öfter durch das 80-mm-Zhumell-Fernglas, das ich Stacey zum achtundzwanzigsten Geburtstag geschenkt hatte. Das war in ihrer Fotografierphase gewesen. Ich hatte gehofft, das Zhumell, das sich gleichermaßen als Fernglas wie als Zoomobjektiv verwenden ließ, würde sie ermutigen, den Blick zum Himmel zu richten, wenn sie, wozu es unweigerlich kommen würde, vom Fotografieren genug hatte. Anfangs war sie ganz begeistert von ihrem Geschenk. Aber nach ein paar Tagen, in denen sie ihre zwei Nikons, den Zubehörkoffer, das Teleskop und sein klappbares Stativ durch den Garten geschleppt und versucht hatte, brütende Tauben unter dem Giebel von ›Whitey‹, unserem weißen Haus, in urbane Kunst zu verwandeln, verlor sie das Interesse.

In einem Anflug von Optimismus zog ich mit Teleskop und Stativ auf den Balkon um und gab fünfzig Mäuse für Astronomiebücher aus. Im nächsten Monat ließen wir den Fernseher aus und taten so, als wäre der Balkon – mit seinem kleinen, gewölbten Dach, dem zurückgesetzten Holzboden und dem niedrigen, gedrechselten Geländer, beinahe unsichtbar in die Fassade des Hauses eingelassen – unser privates Observatorium. Wir tranken literweise Beaujolais und diskutierten über die Möglichkeit außer-